FESTSPIEL-DIALOGE 2000

Erwartungen an die Zukunft

Eric J. Hobsbawm

23. August 2000

© Copyright by Eric J. Hobsbawm

Eric J. Hobsbawm

Erwartungen an die Zukunft

Eigentlich ist es unpassend einen Historiker zu fragen, wie es im angehenden dritten Jahrtausend mit der Kultur aussehen wird. Wir sind Fachmänner für die Vergangenheit. Für die Zukunft sind wir nicht zuständig; und schon gar nicht für die Zukunft der Künste, die die revolutionärste Epoche ihrer langen Geschichte durchleben. Aber da wir uns auch nicht auf die beruflichen Propheten verlassen können, trotz der Riesensummen, die Regierungen und Konzerne für deren Prognosen ausgeben, kann sich auch ein Historiker an die Futurologie wagen. Schließlich bilden, trotz aller Umwälzungen, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft doch ein untrennbares Kontinuum.

Was die Künste in unserem Jahrhundert kennzeichnet, ist ihre Abhängigkeit von, ihre Verwandlung durch, die historisch einzigartige Revolution der Technologie, und besonders der Kommunikations- und Reproduktionstechnologien. Denn auch die zweite die Kultur umwälzende Kraft, die der Gesellschaft des Massenkonsums, ist ohne die technologischen Revolutionen undenkbar: z.B. ohne Film, ohne Radio, ohne Fernsehen, ohne Walkman. Aber eben dies lässt wenig allgemeine Prognosen über die Zukunft der Kunst als solcher zu. Die alten bildenden Künste, z.B., Malerei, Bildhauerei und so weiter, sind bis vor kurzem reines Handwerk geblieben, d.h. sie haben die Industrialisierung einfach nicht mitgemacht. Daher übrigens ihre heutige Krise. Die Literatur, andrerseits, hat sich schon seit einem halben Jahrtausend – seit Gutenberg – auf mechanische Reproduktion umgestellt. Das Gedicht ist weder als öffentliche Vorlesung gedacht (wie einst das Epos, das daher seit Erfindung des Buchdruckes auch ausstirbt), noch – wie z.B. in der klassischen Literatur Chinas – als kalligraphisches Kunstwerk. Es ist einfach eine mechanisch aus alphabetischen Symbolen zusammengesetzte Einheit. Wo, wann und wie wir sie zu uns nehmen, ob auf Papier, auf Bildschirmen oder anderswo , ist nicht ganz gleichgültig, aber doch nebensächlich.

Die Musik, wieder, hat im 20. Jahrhundert, und historisch zum ersten Mal, die Mauer der rein körperlichen Kommunikation zwischen Instrument und Ohr durchbrochen. Die überwältige Mehrheit der Geräusche und Töne, die wir als Kulturerlebnis hören, erreichen uns heute indirekt: mechanisch reproduziert oder aus der Ferne übertragen. Jede Muse hat also Walter Benjamins Zeitalter der Reproduktion anders erlebt, und sieht der Zukunft anders entgegen .

Lassen Sie mich also mit einer kurzen Übersicht über die einzelnen Kulturgebiete beginnen. Als Schriftsteller erlauben Sie mir den ersten Blick auf die Literatur.

Ich beginne mit der Feststellung, dass (zum Unterschied vom frühen 20. Jhdt.) die Menschheit im 21. Jahrhundert nicht mehr praktisch aus Analphabeten bestehen wird. Schon heute gibt es nur noch zwei mehrheitlich analphabetische Weltteile: Südasien (Indien, Pakistan und das Umgebiet) und Afrika. Schulbildung bringt Bücher und Leser. Eine fünfprozentige Steigerung der Lesekundigen.

Das allein bedeutet einen Zuwachs von fünfzig Millionen von potentiellen Lesern, wenigstens von Schulbüchern. Mehr noch: seit Mitte unseres Jahrhunderts erwartet Mittelschulbildung die Mehrheit der Bevölkerung in den sog. "entwickelten" Staaten, und im letzten Drittel des Jahrhunderts genießen sogar ein bedeutender Prozentsatz der betreffenden Altersgruppen Hochschulbildung. (In England sind es heute gegen ein Drittel). Das Publikum für Literatur aller Art hat sich also vervielfacht. Und damit übrigens auch das gesamte "gebildete Publikum", an das sich seit

dem 18. Jahrhundert alle Künste der westlichen Hochkultur wenden. In absoluten Zahlen steigt dieses neue Publikum für die Literatur weiter steil an. Sogar die eigentlichen Massenmedien dienen ihm .

Der Film "The English Patient" z.B. zeigt den Helden Herodot lesend, und sofort kaufen Engländer und Amerikaner massenweise diesen alten griechischen Historiker, von dem die meisten bisher bestenfalls den Namen kannten.

Eine solche Demokratisierung der Schriftkultur müsste notwendigerweise – wie im 19 Jahrhundert – zur Zersplitterung durch den Aufstieg alter und neuer landesprachlicher Literaturen führen bzw. – wie auch im 19. Jahrhundert – zu einer Blütezeit der Übersetzer. Denn, wie anders als durch Übersetzungen konnten Shakespeare und Dickens, Balzac und die großen Russen zum Allgemeingut der internationalen bürgerlichen Kultur werden? Das trifft auch heute teilweise zu. Ein John Le Carré wird eben zum globalen Bestseller, weil er regelmäßig in dreissig bis fünfzig Sprachen übersetzt wird. Aber die Lage ist heute in zweierlei Hinsicht grundverschieden.

Erstens ist bekanntlich das Wort schon seit einiger Zeit auf dem Rückzug vor dem Bild, und das geschriebene und gedruckte Wort vor dem auf dem Bildschirm gesprochenen. Die Comic-Strips bzw. die Bilderbuchgeschichten mit minimalem Text richten sich heute bei weitem nicht nur an buchstabierende Anfänger. Was allerdings viel mehr ins Gewicht fällt, ist der Rückzug der gedruckten vor den gesprochenen und abgebildeten Nachrichten. Die Presse, das Hauptmedium der Habermasschen "Öffentlichkeit" im 19. rund bis tief ins 20. Jahrhundert, wird diesen Platz im 21. kaum behaupten können: Zweitens, aber, braucht die heutige Globalwirtschaft und Globalkultur eine die Landessprache ergänzende Weltsprache, und zwar nicht nur für eine zahlenmäßig unbedeutende Elite, sondern für breitere Schichten der Bevölkerung. Heute ist Englisch diese Weltsprache, und wird es wohl im 21. Jahrhundert bleiben. Eine internationale Fachliteratur auf Englisch bildet sich schon heute. Übrigens hat dieses neue Englisch-Esperanto mit der englischen Literatursprache so wenig zu tun, wie das klerikale Latein des Mittelalters mit Virgil und Cicero.

All das kann aber den quantitativen Aufstieg der Literatur, d.h. der Worte in Lettern, nicht aufhalten; nicht einmal den der schönen Literatur. Ja, ich möchte sogar behaupten, dass – trotz aller pessimistischer Prognosen – das traditionelle Hauptmedium der Literatur, nämlich das auf Papier gedruckte Buch, sich ohne viel Schwierigkeit halten wird, mit wenigen Ausnahmen, wie z.B. die großen Nachschlagewerke, Lexika, Wörterbücher usw., die weit besser auf Computerplatten passen. Erstens gibt es nichts was sich leichter und praktischer lesen lässt als das von Aldus Manutius im Venedig des 16. Jahrhunderts erfundene kleine, tragbare und klar gedruckte Taschenbuch. Weit leichter und praktischer als der Abdruck des Computertextes, der wieder unvergleichlich leichter zu lesen ist als der flimmernde Druck auf dem Bildschirm. Was übrigens jeder feststellen kann, der eine Stunde lang den gleichen Text einmal im gedruckten Text und dann auf dem Computerschirm liest.

Zweitens aber, ist – bis jetzt – das bedruckte Papier dauerhafter als technisch fortgeschrittenere Medien. (Daran hat uns noch vor kurzem der Leiter der Universitätsbibliothek Cambridge erinnert.) Die Erstausgabe der Leiden des Jungen Werthers ist auch heute noch lesbar, aber dreißigjährige Computertexte nicht unbedingt, entweder weil sie – wie alte Fotokopien und Filme – nur ein begrenztes Lebensalter haben oder aber weil ihre Technik so schnell veraltet, dass die neuen Computergeräte sie einfach nicht mehr lesen können. Der Siegeszug der Computer wird das Buch, und überhaupt das gedruckte Wort ebenso wenig ausrotten , wie das Kino, das Radio, das Fernsehen und die anderen technischen Neuerungen es zum Aussterben brachten.

Die zweite schöne Kunst, der es heute gut geht, ist die Architektur , und das wird auch im 21. Jhdt. so bleiben. Denn ohne Gebäude kann der Mensch nicht leben. Bilder sind ein Luxus, aber Häuser eine Notwendigkeit. Wer Gebäude entwirft und baut, wo, wie, mit welchem Material, in welchem Stil, ob als Architekt, Ingenieur oder als Computer – das ändert sich wohl. Aber nicht die Notwendigkeit Gebäude zu errichten. Ja, man kann sogar sagen, dass im Lauf des 20. Jahrhunderts der Architekt, besonders der Architekt großer öffentlicher Bauten, zum Herrscher des Weltreiches der schönen Künste geworden ist. Er – meistens ist es noch ein er – findet den passenden, d.h. den teuersten und eindrucksvollsten Ausdruck für den Größenwahn des Reichtums und der Macht, und auch den der Nationalismen. (Hat sich nicht eben das Baskenland ein Nationalsymbol von einem internationalen Star bestellt, Herrn Gehry aus Amerika, nämlich ein abenteuerliches Kunstmuseum in Bilbao, worin ein andres Nationalsymbol, Picassos Guernica aufbewahrt werden soll, obwohl es doch eigentlich Picasso nicht als baskisches Heimatkunstbild gemalt hatte).

Dass dies auch im nächsten Jahrhundert weiter so bleibt, ist ziemlich sicher. Schon heute beweisen Kuala Lumpur und Shanghai durch neue Wolkenkratzer in Rekordhöhe ihre Anwärterschaft auf wirtschaftliche Weltklasse, und das wiedervereinigte Deutschland verwandelt seine zukünftige Hauptstadt in eine gigantische Baustelle. Was für Gebäude werden aber zu Symbolen des 21. Jahrhunderts werden? Eines ist sicher: große. Im Zeitalter der Massen werden es wohl kaum die Sitze der Regierungen sein, und auch nicht die der großen Weltkonzerne, auch wenn diese manchem Wolkenkratzer weiter ihren Namen leihen. Fast sicher werden es der Öffentlichkeit zugängliche Gebäude oder Gebäudekomplexe sein. Vor dem bürgerlichen Zeitalter waren es, jedenfalls im Westen, die Kirchen. Im 19. Jahrhundert waren es typischerweise – jedenfalls in den Städten – die Opern, die Kathedralen des Bürgertums, und die Bahnhöfe, die Kathedralen der demokratischen Technologie. (Man müsste doch einmal untersuchen, warum in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Monumentalität aufhörte ein Bestandteil sowohl der Bahnhöfe wie deren Nachfolger, der Flughäfen, zu bilden. Vielleicht kommt sie aber morgen wieder zurück). Am Ende unseres Jahrtausends gibt es drei Gebäudetypen oder Komplexe, die sich zu neuen Symbolen der Öffentlichkeit eignen: erstens, die großen Sport- und Schauspielarenen und Stadien, zweitens das internationale Hotel und drittens, die jüngste dieser Entwicklungen, die geschlossenen Riesengebäude der neuen

Einkaufs- und Unterhaltungszentren. Wenn ich auf eines dieser Pferde setzen müsste, wären es die Arenen und Stadien. Wenn Sie mich aber fragen, wie lange die Mode dauern wird, die seit der Sydneyer Oper um sich greift, nämlich diese Bauten in unerwarteten und fantastischen Formen zu errichten, kann ich Ihnen keine Antwort geben.

Wie steht es um die Musik? Ende des 20. Jahrhunderts leben wir wie nie zuvor in einer musikdurchtränkten Welt. Klänge begleiten uns überall, und besonders wenn wir in geschlossenen Räumen warten. Ob am Telefon, im Flugzeug oder beim Friseur. Die Konsumgesellschaft scheint die Stille als Verbrechen zu behandeln. Die Musik hat also im 21. Jahrhundert nichts zu befürchten. Allerdings wird sie sich ganz anders anhören wie im 20. Jahrhundert. Sie wird ja schon heute durch die Elektronik grundlegend revolutioniert, d.h. sie ist schon heute weitgehend unabhängig von der Erfindungskraft und der technischen Fertigkeit des künstlerischen Individuums. Die Musik des 21. Jahrhunderts wird zum größten Teil ohne viel menschliches Zutun hergestellt werden und an unsere Ohren kommen.

Aber was werden wir eigentlich hören? Die klassische Musik lebt im Grunde von einem toten Repertoire. Von den zirka 60 Opern, die im Jahre 1996-97 auf dem Spielplan der Wiener Staatsoper standen, stammt nur eine, von einem im 20. Jahrhundert

geborenen Komponisten, und im Konzertsaal ist es nicht viel besser. Dazu kommt, dass das klassische Konzertpublikum, das sogar in einer Millionenstadt, aus bestenfalls ein paar zehntausend alternden Damen und Herren besteht, sich kaum erneuert. Das kann auf die Dauer nicht so weitergehen. Ja solange das Repertoire eingefroren bleibt, kann nicht einmal das riesige neue Publikum der indirekten Musikhörer den klassischen Betrieb retten. Für wieviel Aufnahmen der Jupitersymphonie, von Schubert' s Winterreise oder der Missa Solemnis ist Platz auf dem Plattenmarkt ? Seit dem Kriege wurde dieser Markt dreimal durch technologische Neuerungen gerettet, nämlich durch den Übergang zur Langspielplatte, zur Kassette und zur CD. Die technologische Revolution geht weiter, aber der Computer und das Internet zertrümmern praktisch das Urheberrecht und das Monopol der Hersteller, und dürften sich daher negativ auf den Plattenverkauf auswirken. All das bedeutet keineswegs das Ende der klassischen Musik, aber doch, mit ziemlicher Sicherheit, eine Änderung ihrer Rolle im Kulturleben, und mit gänzlicher Sicherheit, eine Änderung ihrer geschäftlichen Struktur.

Eine gewisse Erschöpfung lässt sich übrigens heute auch in der kommerziellen Massenmusik feststellen, ein in diesem Jahrhundert so lebendiges, dynamisches und schöpferisches Gebiet, auf dem mindestens drei kulturell ernstzunehmende Blumen gewachsen sind, nämlich zwischen den amerikanische "Musical" Rockmusik.

Ich nenne nur ein Indiz. Im Juli ergab z.B. eine Umfrage unter den Liebhabern und Experten der Rock Musik, dass fast alle der 100 "besten Rockplatten aller Zeiten" aus den 1960er Jahren stammen, und praktisch überhaupt keine aus den letzten zwei Jahrzehnten. Das ist unerwartet in einem Genre, das auf der wöchentlichen beiden Weltkriegen der Jazz, das und seit den fünfziger Jahren die Produktion neuer Lieder und der monatlichen Produktion neuer Künstler aufgebaut ist. Doch bisher ist es der Popmusik immer wieder gelungen sich zu erneuern, und das dürfte ihr auch im neuen Jahrhundert gelingen.

Singen und klingen wird es also im 21. Jahrhundert genau so wie im 20. wenn auch zum Teil in unerwarteten Tönen.

Anders sieht es mit den bildenden Künsten aus. Die Bildhauerei fristet ein kümmerliches Leben am Rand der Kultur, denn das öffentliche Leben, wie das Privatleben hat sich im Lauf dieses Jahrhunderts von ihr losgesagt. Vergleichen Sie nur den heutigen Friedhof mit den denkmalgeschmückten des 19. Jahrhunderts. In den 70 Jahren der dritten Republik wurden über 210 Denkmäler in Paris errichtet; d.h. im Durchschnitt jedes Jahr mindestens drei. Ein drittel all dieser Statuen verschwanden während des zweiten Krieges und das Statuenmassaker ging bekanntlich unter André Malraux aus ästhetischen Gründen lustig weiter. Dazu kommt, dass man nach dem zweiten Weltkrieg, wenigstens außerhalb der Sowjetregion, wenig neue Kriegsdenkmäler errichtete; schon weil man die Namen der neuen Toten auf die Sockel des ersten Weltkriegs einmeisseln konnte. Die alten Allegorien und Symbole sind auch verschwunden. Kurz gesagt, die Bildhauerei hat ihren Hauptmarkt verloren, und er kehrt sicherlich nicht mehr zurück.

Die Basis der westlichen bildenden Künste – zum Unterschied etwa von den islamischen – ist die Darstellung der Wirklichkeit. Die grundsätzlich gegenständliche Malerei leidet daher seit Mitte des 19. Jahrhunderts unter der Konkurrenz der Fotografie, die ihre traditionelle Hauptaufgabe, nämlich die Darstellung der Sinneseindücke des menschlichen Auges, leichter, billiger und weit exakter bewerkstelligt. Das erklärt ja, glaube ich, den Aufstieg der Avantgarde seit den Impressionisten, nämlich einer Malerei jenseits der Möglichkeiten der Kamera: ob durch neue Techniken der Darstellung, durch Expressionismus, durch Fantasie und Traumbild, am Ende durch

Abstraktion, d.h. Absage an die Gegenständlichkeit. Diese Suche nach Alternativen wurde durch den Modezyklus zur endlosen Suche nach dem Neuen, das, natürlich, aus Analogie mit Wissenschaft und Technologie, als besseres, fortschrittlicheres, moderneres galt. Eben diese "Tradition des Neuen" (Robert Hughes) hat ihre künstlerische Legitimität seit den 50er Jahren verloren, aus Gründen, die ich hier nicht die Zeit habe näher zu untersuchen. Dazu kommt, dass die moderne Technologie heute auch die abstrakte, oder mindestens die rein dekorative, Kunst genau so gut oder besser produziert wie das Handwerk. Die Malerei befindet sich daher in einer meines Erachtens nach ausweglosen Krise; was nicht bedeutet, dass es keine guten, ja sogar keine hervorragenden Maler mehr geben wird. Es ist wohl kein Zufall, dass der Turner-Preis, der die besten jungen britischen Künstler des Jahres prämiiert, in den letzten zehn Jahren immer weniger Maler unter den Kandidaten findet. Dieses Jahr (1997)gibt es überhaupt keine unter den vier Kandidaten in der Endrunde dieses Wettbewerbes. Auch in der Venediger Biennale lässt man die Malerei beiseite.

Was machen also die Künstler? Sie machen sogenannte "Installationen" und Videos, obwohl weniger interessante wie die Bühnenbildner und Werbespezialisten. Sie spielen mit meist skandalösen Objets trouvés. Sie haben Einfälle, manchmal schlechte. Die bildende Kunst der 90er Jahre greift von der Kunst auf die Idee zurück: denn nur dem Menschen fällt etwas ein, zum Unterschied von der Linse oder dem Computer. Kunst ist nicht mehr was ich kann und als Könner produziere, sondern was ich mir denke. Die "Conceptual Art", lässt sich letzten Ende von Marcel Duchamp ableiten . Und wie Duchamp, mit seiner bahnbrechenden Ausstellung eines öffentlichen Pissoirs als "Ready-made art", haben solche Moden nicht die Absicht das Feld der schönen Kunst zu erweitern, sondern es zu zerstören. Sie sind Kriegserklärungen an die schöne Kunst, oder besser gesagt an "das Kunstwerk", Schöpfung eines einzelnen Künstlers, eine Ikone bestimmt zur Bewunderung und Verehrung durch den Betrachter, und vom Kritiker nach den Kriterien der Ästhetik zu beurteilen. Ja, welche Kritiker der Künste tun das heute noch? Wer benützt das Wort "schön" heute ohne Ironie im kritischen Diskurs? Nur die Mathematiker, die Schachspieler, die Sportreporter, die Bewunderer der menschlichen Schönheit, ob in Gestalt oder Stimme, die sich im konkreten Fall ohne Schwierigkeit über "Schönheit" und Nicht-Schönheit einigen können. Die Kunstkritiker nicht.

Was mir nun bedeutsam scheint, ist dass die bildenden Künstler nach einem dreiviertel Jahrhundert wieder zur Stimmung der Jahre des Dadaismus zurückkehren; d.h. zu den apokalyptischen Avantgarden der Jahre um 1917-23, welche die Kunst als solche nicht modernisieren sondern liquidieren wollten. Ich glaube, sie haben irgendwie erkannt, dass es wirklich zu Ende geht mit unserem traditionellen Kunstbegriff. Er passt noch auf die alte, zur Klassik erstarrte, handwerklich hergestellte, Kunst. Er passt aber einfach nicht mehr auf die Welt der Sinneseindrücke und Gefühle, die den Menschen heute überfluten.

Und das aus zwei Gründen. Erstens, weil diese Flut heute einfach nicht mehr in eine unzusammenhängende Reihe von persönlichen künstlerischen "Schöpfungen" zu zerlegen ist. Auch die Haute Couture ist heute nicht mehr bloß als das Spielfeld genialer Einzelschöpfer zu verstehen, eines Balenciaga, eines Dior, eines Gianni Versace, deren große Werke, als Einzelstücke von reichen Mäzenen bestellt, die Mode der Massen inspirieren und daher beherrschen. Die großen Namen sind heute Werbespots für die Weltfirmen in der Industrie der allgemeinen Ausschmückung des menschlichen Körpers. Dior lebt nicht von den Kreationen für reiche Damen, sondern durch den Massenverkauf der durch den Namen geadelten Kosmetika und Konfektionen . Zu dieser Industrie, wie zu allen, die einer Menschheit dienen, die nicht mehr im Zwang des physischen Existenzminimums lebt, gehört ein schöpferi-

sches Element, aber es ist nicht Schöpfung im Sinne des alten Vokabulars des autonomen, nach Genialität strebenden künstlerischen Individuums, und kann es nicht sein. Ja, im neuen Vokabular der Stellenangebote bedeutet heute "creative" kaum mehr als eine nicht gänzlich routinierte Arbeit.

Zweitens, leben wir in einer Welt der Konsumzivilisation, in der die (womöglich sofortige) Erfüllung aller Wünsche des Menschen die Struktur des Lebens bestimmen soll. Gibt es eine Hierarchie unter den Möglichkeiten der Wunscherfüllung? Kann es sie geben? Hat es überhaupt Sinn eine oder die andre Quelle dieser Beglückung auszusondern und separat zu begutachten? Droge und Rockmusik gehören bekanntlich seit den 60er Jahren zusammen. Das Erlebnis der englischen Jugend bei ihren sog. Raves besteht nicht separat aus Musik und Tanz, aus Getränk, Drogen und Sex, aus der eigenen Kleidung, Körperverzierung auf der Höhe der augenblicklichen Mode und der der Masse anderer in diesen orphischen Festen, sondern aus allem zusammen, und zwar in diesem und keinem andern Augenblick. Und eben diese Verbindungen bilden heute das typische Kulturerlebnis für die meisten Menschen.

Die alte bürgerliche Gesellschaft war das Zeitalter des Separatismus der Künste und der Hochkultur. Wie einst die Religion, war die Kunst "etwas Höheres" beziehungsweise eine Stufe zu etwas Höherem, nämlich zur "Bildung". Ihr Genuss diente der seelischen Besserung. und war eine Art Andacht, ob Privatandacht, wie die Lektüre, oder eine öffentliche Andacht im Theater, im Konzertsaal, im Museum oder an den anerkannten Stellen der Weltkultur, ob vor den Pyramiden oder im Pantheon. Sie war scharf geschieden vom Alltag des Lebens und von der bloßen "Unterhaltung", jedenfalls bis einmal "Unterhaltung" zur Kultur promoviert wurde, wie etwa Johann Strauss dirigiert von Carlos Kleiber, zum Unterschied von Johann Strauss gespielt beim Heurigen, oder der von den Pariser Kritikern zum Kunstwerk promovierte Hollywooder B-Film. Diese Art des Kunsterlebnisses existiert natürlich noch immer. Das beweist ja, unter anderem, unsere eigene Teilnahme an den Salzburger Festspielen. Es ist aber, erstens, nicht jedem kulturell zugänglich, und, zweitens, ist es , jedenfalls für die jüngeren Generationen, nicht mehr das typische Kulturerlebnis . Die Mauer zwischen Kultur und Leben, zwischen Ehrfurcht und Konsum, zwischen Arbeit und Freizeit, zwischen Körper und Geist, wird abgebaut. Mit andern Worten: die "Kultur" im kritisch bewertenden bürgerlichen Sinn des Wortes weicht der "Kultur" im rein beschreibenden anthropologischen Sinn.

Am Ende des 20. Jahrhunderts ging das Kunstwerk nicht nur "im Schwall aus Worten, Tönen und Bildern in dem universellen Umfeld verloren, das man einst Kunst genannt hatte", sondern auch in dieser Auflösung des Kunsterlebnisses in der Sphäre wo es unmöglich ist zwischen innerlich gewachsenen und von außen hineingetragenen Gefühlen zu unterscheiden. Wie kann man unter diesen Umständen über Kunst sprechen?

"Wieviel Leidenschaft für eine Musik oder ein Bild beruht heutzutage auf Assoziation – also nicht etwa darauf, dass das Lied schön ist, sondern darauf, dass es "unser Lied" ist? Wir können es nicht sagen. Und die Rolle der Lebenden Künste oder sogar ihr Fortbestand im 21. Jahrhundert wird so lange unklar bleiben, bis wir es können."